



2. JAHRGANG . FOLGE 20
BERLIN, 28. SEPTEMBER 1943

Tapfere Jugend der Heimatfront

Aufnahme von Leutnant Bauer

ICH HABE GESEHEN, DASS MAN MIT MUT UND WILLENSKRAFT ALLES ÜBERWINDET

SCHARNHORST

JOSEF MARTIN BAUER

WIR IN DER MITTE DES LEBENS

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (XI)

Josef Martin Bauer ist nicht nur Bayer von Geburt, er steht auch als Dichter fest im bayerischen Volkstum. Und da ist es wieder der bäuerliche Lebenskreis, dem er mit Herz, Kopf und Blut zugehört. Am 11. März 1901 in Taufkirchen an der Fils geboren, ist er in dieser bäuerlichen Lebensgemeinschaft aufgewachsen und zu ihrem Künder und Dichter geworden. Davon zeugen seine Romane. „Achtdiedel", 1931 erschienen, ragt unter den vielen Büchern, in denen das Leben der Weltkriegs- und Nachkriegsgeneration behandelt wird, heraus. Aber auch die folgenden Romane. „Die Salzstraße", „Die Notthaften", „Simon und die Pferde" und „Das Mädchen auf Stachet", zeigen, welch innige Verbindung zwischen dem Dichter, seiner Heimat und seiner natürlichen Umwelt besteht. Josef Martin Bauer, der auch als Hörspieldichter richtungweisend hervorgetreten ist, steht heute als Soldat an der Front. In dem vor kurzem erschienenen Buch „Die Kraniche der Nogaia" hat er seinem vielfältigen Kriegserleben im Osten den ersten Ausdruck gegeben.

Mein lieber Gevatter! Dein Aufenthalt auf der Durchfahrt muß sehr kurz gewesen sein, daß es nur zu acht knappen Zeilen gereicht hat, aber schließlich freuen mich acht Zeilen von Dir mehr als ein langer Brief von irgendwem, der sonst nichts als einen dünnläufigen Bleistift hat. Die Zeitung habe ich gleich umgeschrieben auf Deine neue Feldpostnummer. Wie es daheim bei Dir zugeht, hat Dir Deine Frau sicher geschrieben. Das mit der Kalbin, die hingeworfen hat, ist doch wohl nur ein einmaliges Unglück, das sich nicht zu wiederholen braucht. Es ist bestimmt nicht der Bazillus Bang, sonst wäre es schon in den ersten Monaten der Trächtigkeit geschehen. Um den übrigen Stall brauchst Du deswegen keine Sorge zu haben.

Und überhaupt — Sorgen! Haben wir eigentlich etwas, das uns bis ins Letzte besorgt macht? Und gibt es andererseits etwas, das uns nicht eigene Sorge wäre? Mit mir sind sie gnädig gewesen, sie haben mir, weil es mit den Transporten eben so ausgeht, noch ein paar Tage geschenkt, aber am Ende der Woche geht es endgültig wieder dahin. Bis Du dann wieder von mir hörst, vergehen wahrscheinlich acht Wochen. „Nun beginnt", sagt meine Frau, „wieder die Sorge um das Leben." Dabei sind wir still und reden kaum davon, jeden dieser sonnigen Tage nehmen wir lachend als Geschenk, gehen am Morgen durch den Garten und sehen alles an, als ob über Nacht etwas Neues gewachsen sein könnte wie durch ein Wunder, am Abend dann vor dem Schließen der Fenstertüren machen wir noch einmal den Rundgang und loben die Tage, da sie mir alles noch zu erleben gegeben haben. Hernach freilich beginnt wieder das Sorgen, wie es mir draußen ergehen mag, wie ich zurechtkomme mit meinen neuen Kameraden — ich komme ja zu einer ganz fremden Einheit —, wie die Post mit uns gütig sein wird, damit wir voneinander wissen, und wie ich aus allem am Ende wieder heil zurückkommen werde. Heute, da ich Dir schreibe, sind es auf den Tag genau drei Jahre, daß ich wieder Soldat bin, ein alter Soldat, im dreiundvierzigsten Lebensjahr. Du willst ja sicher auch nicht prunken mit Deinen drei Jahren, um die Du jünger bist als ich. Für Menschen in diesem Alter hat der Krieg ein anderes Gesicht. Das hast Du so gut schon erfahren wie ich.

Wärest Du damals bei Rossosch geblieben wie fast alle Deine Kameraden — ich mag es nicht ausdenken. Ich weiß noch, wie es war, wie keine Nachricht kam, wie mir die Todesanzeigen Deiner Kameraden zu Dutzenden durch die Hand gingen und wie dann endlich ein Brief von Dir aus dem Lazarett kam, der mit einer ungeheuren Ruhe erzählte, daß Du gerettet bist. Erzählt hast Du eigentlich gar nichts, Du hast nur so am Rand etwas angedeutet, was die Möglichkeit des Todes war. Und dann, viele Wochen später, als der Zufall uns im gleichen Zug zusammenführte, haben wir auf sonderbare Art uns erzählt, was jedem von uns, Dir und mir, lebendige Erinnerung an draußen geblieben ist. Auf sonderbare Art, sage ich; denn Du hast nicht von Deinem Erleben erzählt und ich nicht von dem meinen. Anderer Menschen Schicksal, an dem wir teilgenommen hatten, jeder für sich und an seinem Platz, haben wir halblaut durchgesprochen, wie wenn das härteste Erleben an uns vorübergegangen wäre. Dabei ist uns in diesen Jahren des Soldatseins nichts, gar nichts geschenkt worden. Nur hat uns, die wir in der Mitte des Lebens stehen, die wir nach zeitlichem Maß diese Mitte bereits überschritten haben, jedes Sehen, jedes Erleben, jedes Erschrecken und jede Art von Tod anders angesprochen als die jungen Männer. Ich erinnere mich und vergesse das nie, wie Du, als wir beide daheim waren, bei mir am Eingangspfosten des Gartens lehnend ein Bild beschrieben hast, das Dir irgendwo im Osten untergekommen ist. Du hast einen wahrhaftig wunderlichen Kriegswunsch gehabt: dieses Bild aus dem Osten zu besitzen, das Du mit halbgeschlossenen Augen beschriebst, so daß auch ich es sah, mit nichts darauf als ein paar Hütten und einer tiefen, endlosen Weite dahinter. Natürlich hassest Du diese östliche Weite, ich habe sie ja auch gehaßt, aber wir beide haben uns von dieser Weite, wo Zeit und Raum aufhören und die Ewigkeit sichtbar wird am Horizont, zutiefst erschüttern lassen. Uns hat beeindruckt das grenzenlose Maß aller Dinge, wir sind dem Gedanken der Ewigkeit erlegen, ob wir nun wie wesenlose Punkte in der Steppe lagen oder Kameraden neben uns fallen sahen. Hier wie dort ist uns das kleine Maß des menschlichen Alltags aus den Händen geglitten und wir haben größer gemessen. Wir messen uns selbst schon nicht mehr mit diesem engsten Maß und sehen die Dinge des Krieges in einer schier behutsamen Eile sich über einen Maßstab hin bewegen, der eben auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit liegt. Es ist nicht so, daß es uns nicht anginge. Es rührt uns sogar sehr tief an, und manches, was einen jungen Kameraden unberührt läßt, wühlt uns durch und durch auf.

Die Sorge um das Leben, die unsere Angehörigen für uns empfinden, wird nicht geringer durch die abgeklärte Reife unseres menschlichen Alters. Ich glaube sogar, sie greift noch tiefer ins Fühlen, aber sie weiß zu schweigen aus den gleichen Gründen, die unserem Kriegserlebnis ein schweigsameres Gesicht aufprägen. Du hast vier Kinder, die balgend auf der Wiese herumpurzeln und Dich am Ende nicht mehr kennen, wenn Du in Urlaub kommst. Meine dreie sind im Alter weiter auseinandergestreut, und mein Ältester fängt schon an zu begreifen, was es wäre, wenn ich ihnen das Begreifen des Lebens mit meinem vorzeitigen, gewalttätigen Sterben erdienen müßte. Mit den Kindern aber beginnt es, daß wir nicht mehr für uns leben. Mit den Kindern hat jene Sorge begonnen, die uns unser Leben hüten läßt, weil andere es brauchen. Die Empfindungen klaffen weit auseinander: der köstlichste Besitz unserer reifen Jahre ist eine klare, reine Bereitschaft, den uns auferlegten Dienst zu tun bis in die letzte, still hingenommene Konsequenz, bis in die Hergabe des Lebens, das wir auf diesem weiten Weg schon für unser Teil erfüllt haben — daneben aber tragen wir eine weitreichende Verantwortung vor den Kindern, denn ihrer Zukunft wegen tun wir ja, was uns aufgegeben ist, über ihre Zukunft entscheidet dieser Krieg, und unser natürliches, ganz schlichtes Wissen um die, denen wir das Leben geben, sagt uns, daß wir die besten und treuesten Hüter ihres Lebens und ihres künftigen Weges sind.

Es ist ein Gang auf der letzten Schneide zwischen Zeit und Ewigkeit. Noch dazu gehen wir beide, Du und ich, beruflich einen Weg, der über den allerkleinsten menschlichen Maßen steht. Du bist Bauer, ich bin Dichter. Als mein Gevatter hast Du schon so oft mit mir über die Dinge geredet, die meinen Beruf ausmachen, daß es Dir keine ganz fremde Welt ist. Daß ich das Bäuerliche in allen Zügen kenne, weißt Du ebenso. Jeder unserer Berufe ist ein Gehen in der Mitte des Lebens, wo der Blick ebenso die klaren Wirklichkeiten der einen Seite sieht und der Mensch aus diesen Wirklichkeiten schöpft, wie er nach der anderen Seite hin gerichtet ist, auf der sich das fortsetzt, was hier beginnt und sich anbahnt.

Uns ist dies alles bestimmt nicht leichter als den jungen Soldaten, aber wir haben ihnen das eine voraus, daß wir mit geübteren Schultern zu tragen vermögen, daß wir die Stellen kennen, an denen der Mensch sich leicht wundscheuert, daß wir die Lasten auswägen und sie dann mit einer fast lächelnden Ausdauer tragen. In den Augen der neunzehnjährigen Kameraden sind wir bejahrte, väterliche Männer. Doch sie suchen immer wieder uns und unsere Kameradschaft, obgleich unsere Welt des Fühlens eine andere ist als die ihre. Wir wieder suchen zu ihnen mit wissender Bewunderung, weil sie die ungeheure Belastungsprobe tragen mit ihrer jungen Seele, die sich in die Anforderungen des Krieges stellen muß ohne die zähe, erhärtende Schule eines auf der Mitte stehenden Lebens. Uns haben die Jahre die Kraft geschenkt, die Umstände leichter zu besiegen.

Eigentlich sollten wir ja im Leben und Beruf stehen. Wir sind nun einmal dorthin verbunden und können uns nicht mehr davon lösen, auch wenn der Krieg uns jahrelang für sich fordert. Aber so ehrlich sind wir, zu gestehen, daß wir diese besten Jahre nicht einfach verloren haben, sondern in dem scheinbaren Verlieren erst ganz begreifen gelernt haben, was wir sind. Man baut sich ein Haus nun einmal, um darin zu wohnen. Zuweilen aber mag es ganz gut sein, es von außen zu beschauen und sich dessen zu freuen, daß es so fest und sicher gefügt ist.

So habe ich das gemeint. Und so, hoffe ich, sehen wir uns am Ende wieder in diesem Haus und wohnen es dann erst vollends aus bis in die letzte Ecke. Das wollen wir uns wünschen, gerade jetzt, wo wir wieder in das andere gehen.

Dein *Josef Martin Bauer*

GENERALLEUTNANT DITTMAR:



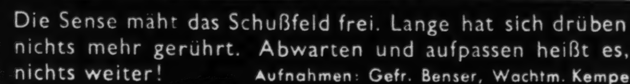
Vor Monaten, als die spätere Winterschlacht auf ihrem Höhepunkte stand, haben wir an dieser Stelle das Charakteristische dieser Kämpfe mit folgenden Worten zu kennzeichnen gesucht: „Wir haben im wesentlichen mit verlorenem Gelände bezahlt, unsere Gegner aber mit Blut!" Dieser Satz kann auch für die jetzigen Kämpfe Gültigkeit beanspruchen, soweit es jenen Teil der Ostfront betrifft, auf dem wir uns der von den Sowjets angestrebten Umfassung entzogen und ihnen eine ungewöhnlich verlustreiche Zermürbungsschlacht auferlegt haben. Er galt sinngemäß auch für die Kämpfe auf Sizilien. Hier wie dort haben wir entsprechend dem Grundsatz gehandelt, daß der dem Geländebesitz beizumessende Wert selten eine absolute Größe darstellt, daß aber die Erhaltung oder der Verlust an Menschen stets einen wesentlichen, aus der Gesamtrechnung des Krieges niemals ganz verschwindenden Faktor bildet.

Wir haben mit der Elastizität der Entschlüsse und des Kämpfens, die an beiden Fronten in Erscheinung trat, neben der Ersparnis an lebendiger Kampfkraft, dem kostbarsten Gut, das wir besitzen, noch einen anderen Vorteil erzielt: den Gewinn an Zeit.

Wenn wir im Hinblick auf die augenblickliche Lage vom Zeitgewinn als einem positiven Moment für uns sprechen, den Zeitverlust aber dem Gegner als Nachteil anrechnen zu können glauben, so sind wir uns bewußt, daß eine solche Behauptung, um überzeugend zu sein, des Beweises bedarf. Wir können hierfür die Autorität unseres großen deutschen Kriegsphilosophen, Clausewitz, in Anspruch nehmen! Er nennt die Zeit die Bundesgenossin dessen, der sich in der Abwehr befindet. Alle Zeit, die in strategischem Sinne wirkungslos verstreicht, fällt, wie er weiterhin sagt, in die Waagschale des Verteidigers, der auf diese Weise auch dort erntet, wo er nicht gesät hat.

Deutschland und seine Verbündeten stehen im augenblicklichen Stadium des Krieges in der Abwehr. Wir können uns darauf beschränken, weil jene Ausdehnung unseres Machtbereiches erreicht ist, die für das Durchstehen auch eines langen Krieges als notwendig gelten kann, und die sich durch die bisherigen Ereignisse, besonders die des Vorjahres, sozusagen als optimale erwiesen hat. Wir möchten gerade dem Begriff des Optimalen besonderen Wert beilegen. Es bedeutet, daß es sich hier — natürlich nur in groben und großen Zügen — um ein solches Maß räumlicher Ausdehnung handelt, das schon von sich aus ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Möglichkeiten einer erfolgversprechenden Verteidigung einerseits und ihren Notwendigkeiten andererseits ergibt. Noch kann dieser Bereich, die Frucht von drei Jahren Krieg, kein bis ins einzelne durchgebildeter Organismus sein. Noch sind die Grenzen nicht nur vielfach umkämpft — das liegt in der Natur des fortdauernden Krieges —, sondern auch im Hinblick auf die optimale Sicherung noch durchaus schwimmend. Noch hat sich vielfach der Kernraum nicht vom Vorfeld geschieden. Es sind




Die Sense mäht das Schußfeld frei. Lange hat sich drüben nichts mehr gerührt. Abwarten und aufpassen heißt es, nichts weiter! Aufnahmen: Gefr. Benser, Wachtm. Kempe

n Zeitgewinn

ohne Zweifel außerordentlich schwierige Aufgaben, die schon rein militärisch uns damit auferlegt sind. Zahlreiche neue Probleme treten an unsere Führung heran. Sie alle erfordern zu ihrer Lösung, von allen anderen Voraussetzungen abgesehen, Zeit.

Das gleiche gilt von der politischen Einigung des von uns gehaltenen Raumes und seiner kriegswirtschaftlichen Eingliederung, die vielfach eine völlige Neuerschließung weiter Gebiete in sich schließt. Hier müssen Aufgaben durchgeführt werden, deren Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit oft seit langem erkannt, an deren Verwirklichung aber erst mit dem Einzug einer höheren, über den Einzelinteressen stehenden Ordnungsmacht gegangen werden konnte. Und immer sind es Aufgaben auf lange Sicht, die zu lösen sind. Damit aber liegt auf der Hand, welche Bedeutung dem Gewinn an Zeit unter diesen Umständen beizumessen ist. Eine Strategie, die darauf ausgeht, diesen Gewinn sicherzustellen, hat ihre tiefe innere Berechtigung.

Wir wissen, daß die Zeit keine von sich aus als vorteilhaft oder nachteilig zu wertende Größe darstellt. Was ihr an positiven oder negativen Momenten innewohnen kann, wird ausschließlich von denjenigen Entwicklungen bestimmt, die im Ablaufe der Zeit heranreifen können. Welcher Art diese Entwicklungen sind, geht aus dem, was wir gesagt haben, klar hervor. Es sind alle jene Möglichkeiten, die sich für uns ergeben, wenn wir unsere europäische Aufgabe, an deren Beginn wir ja eigentlich erst stehen, mit aller Energie, die sie verlangt, weiter betreiben. Hier liegen Aussichten, ja Gewißheiten für uns, die den Zuwachs an militärischen Machtmitteln auf seiten unserer Gegner durchaus wettzumachen imstande sind.

Hinter uns liegen zwei schwere Jahre des Krieges gegen die Sowjetunion. Wir haben diesen Kampf in zwei schlachterfüllten Sommern in striktester Offensive geführt, wobei nicht übersehen werden darf, daß selbst die Zeiten der winterlichen Abwehr in Anbetracht aller Umstände nicht anders als in höchst beweglicher, mit stark offensiven Elementen durchsetzter Form überbrückt werden konnten. Kein Zweifel, daß Offensiven die Kräfte schneller verzehren als ein auf bewußte Zurückhaltung und sparsamen Menscheneinsatz eingestellter Abwehrkampf, wie wir ihn nunmehr seit Monatsfrist führen. Die Zeit, die hier verstreicht, ist echter Gewinn für uns, solange der Gegner seinerseits in einer für ihn unendlich verlustreichen Offensive verharrt. Wir haben den Kampf gegen die Sowjets schon wiederholt an dieser Stelle als ein Ringen um den zahlenmäßigen Ausgleich gekennzeichnet, an Menschen wie an Waffen. Gelingt es uns, die Dinge in die Länge zu ziehen, ohne dem Gegner Gelegenheit zu entscheidenden Schlägen zu geben — entscheidend aber sind nur solche Schläge, die uns die Faustpfänder nehmen können, die wir besitzen, — dafür aber ihm unsererseits wie bisher schwere Einbußen an Menschen und Material aufzuerlegen, so wird damit einer grundsätzlichen Wendung des Krieges am besten und sichersten vorgearbeitet.

Daß wir in Sizilien im gleichen Sinne verfahren konnten, ist ein unbestreitbarer Vorteil für uns. Aber gerade dieses Beispiel lehrt uns, daß im Krieg jedes Geschehnis mehr als nur eine Seite zu haben pflegt. Eines ist sicher: Die Festlegung zahlreicher kampfkräftiger anglo-amerikanischer Verbände auf der Insel ist uns keineswegs unangenehm. Nachdem unter den obwaltenden Umständen die Landung selbst nicht verhindert werden konnte, haben unsere tapferen auf Sizilien kämpfenden Divisionen jedenfalls das Beste aus der anfänglich auch im größeren strategischen Sinne höchst gefährlichen Situation herausgeholt. Kein Zweifel, daß die Ziele unserer Gegner wesentlich weiter gerichtet waren und sind, und es auch sein müssen, als auf den unangefochtenen Besitz der Insel selbst, schon deshalb, weil der gewaltige Aufwand einer solchen über See führenden Großoperation bescheidene Ziele einfach nicht duldet.

Wir haben hier ein typisches Beispiel für den Kampf um Zeitgewinn. Die Zeit als solche, um es noch einmal zu sagen, hat keinen Eigenwert. Erst die Art, in der sie genutzt wurde, entscheidet darüber, ob eine verstrichene Frist als Vorteil oder als nachteilig zu Buch steht. Auf der Ostfront wie in Sizilien können wir von echtem Zeitgewinn sprechen, weil hier wie dort der langsame Ablauf der Dinge dem, der in der Abwehr steht, also uns, mehr zugute kommt, als dem, der angreift und angreifen muß. Wer in der Abwehr bleibt, muß den Aktionen des Feindes Gegenmaßnahmen entgegensetzen. Daß diese Zeit erfordern wie jedes praktische Handeln, bedarf keiner Darlegung im einzelnen. Aber damit ist auch der schlüssige Beweis geführt, weraus der langen Dauer der Kämpfe, so belastend sie für beide Teile ohne Zweifel ist, in operativer Hinsicht den höheren Nutzen zu ziehen vermag.

Es liegt uns fern, das Hinauszögern der Entscheidung, um das es uns zurzeit geht, dem deutschen Volk als ein Ziel hinstellen zu wollen, das schon von sich aus lohnend wäre. Der Ausnahmezustand des Krieges ist niemals etwas, dessen Verlängerung als erstrebenswert gelten könnte, am wenigsten in einem Kampf, der so tief in sämtliche seelischen und materiellen Lebensbereiche eingreift, wie der, in dem wir stehen. Aber wir haben keinen Grund, nur die negativen Seiten einer längeren Kriegsdauer zu sehen, am allerwenigsten, die damit untrennbar verbundenen Belastungen überwiegend oder gar ausschließlich auf unserer Seite zu sehen. Nichts würde verfehlter sein als dies. Auch unsere Feinde unterliegen Schwierigkeiten, Spannungen, Gefahren. Die Leiden der Völker der Sowjetunion übersteigen alle für uns irgendwie geläufigen und denkbaren Maßstäbe. Gewiß halten sich die Blutopfer der angelsächsischen Gegner noch in mäßigen Grenzen, aber fühlbar sind auch sie bereits, jedenfalls fühlbar genug, um mit den Illusionen von einem leichten Krieg gründlichst aufzuräumen und Fragen und Zweifel

Fortsetzung Seite 8



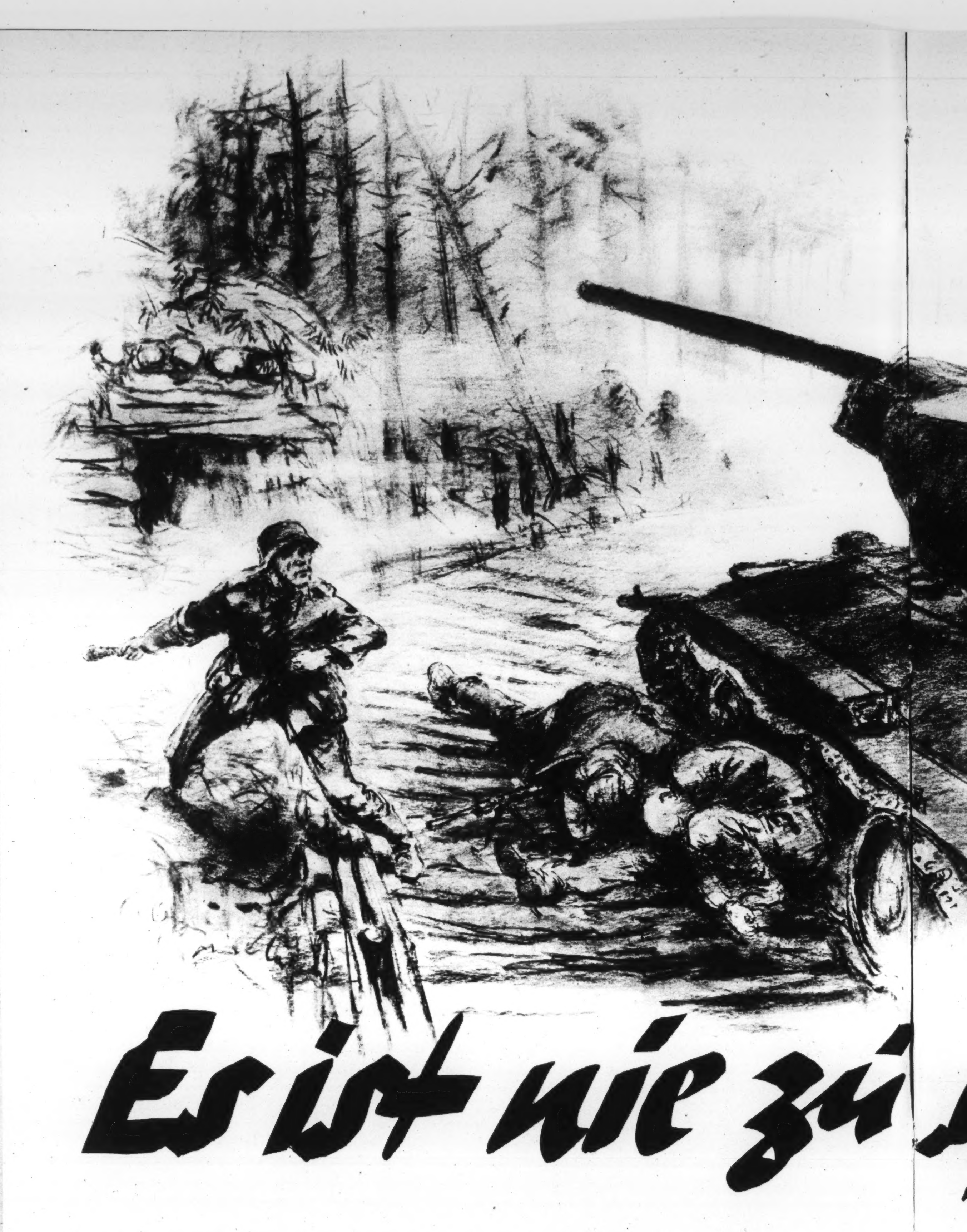
IM VISIER

DER QUARTIERMACHER

Es gibt wohl kaum eine Wohngelegenheit, die in diesem Kriege von deutschen Soldaten noch nicht benutzt worden wäre. Angefangen von der ärmlichen bolschewistischen Bauernkate über das gute bürgerliche Wohnhaus der europäischen Kultur bis zum beliebten französischen „Chateauchen" — überall haben deutsche Soldaten mit der ihnen durch den Krieg gewordenen Selbstverständlichkeit des schnellen Gewöhnens an die jeweiligen Verhältnisse ihre müden Glieder für kürzere oder längere Zeit ausgestreckt. Darum sind auch die Quartiermacher, wenn sie losziehen, eine Unterkunft für ihre Einheit zu besorgen, von den besten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet. Ihre Aufgabe — das weiß ein jeder — ist nicht leicht, und ein guter Quartiermacher muß viele Voraussetzungen erfüllen, wenn er seine Aufgaben so lösen will, daß Quartiergeber und Quartiernehmer zufrieden sind. Wichtig dabei ist die Erfahrung, die vor allen Dingen das notwendige sichere Auftreten und Handeln gewährleistet. Es gibt darum auch viele Einheiten, die ihre festen Quartiermacher haben, die sich hundertfach bewährten und sich in jeder Lage zu helfen wissen. Vielfach sind es einfache Landser, die es wunderbar verstehen, mit der Bevölkerung zu verhandeln und schnell in Kontakt zu kommen. Und das ist unendlich wichtig. Die Erfahrung lehrt, daß man vielfach besser und schneller zum Ziel kommt, wenn man Männer schickt, die sich mit Zeichen, ein paar Brocken der Landessprache, Schulterklopfen und der Art der einfachen Leute verständigen — ohne natürlich in den groben Fehler von gemachten Verbrüderungsszenen zu verfallen —, als vielleicht nur sprachgewandte Männer oder solche, die nur mit Befehlen arbeiten. Es liegt auf der Hand, daß der Quartiermacher vor allen Dingen ein gutes Gefühl dafür haben muß, was für Menschen er sich gegenüber hat. Denn nicht alle sind begeistert von Einquartierung oder nehmen sie mit Gelassenheit als eben kriegsbedingt hin. Die Willigen und die Drückeberger gleichermaßen korrekt, doch jeden in der Art wieder verschieden zu behandeln, ist eines der Geheimnisse eines guten Quartiermachers. Wo die unbedingte Härte des Befehls angewandt werden muß, muß es auch ohne Bedenken und Zögern geschehen; wo sich das Entgegenkommen klar zeigt, wird es durch eine Form des Anerkennens gewürdigt werden. Vor allem aber muß ein guter Quartiermacher es bei der Durchführung seiner Maßnahmen verstehen, dem Quartiergeber das sichere Gefühl zu belassen, daß er noch Herr in seinem Hause ist und über seinen Besitz nicht einfach verfügt wird.

Die Bedeutung des Quartiermachers wird leider noch vielfach in ihrer Auswirkung unterschätzt. Die Auffassung, daß es lediglich seine Aufgabe ist, in einer bestimmten Form Quartiere zu beschlagnahmen, und damit der Auftrag gelöst sei, ist völlig falsch. Zu einem großen Teil liegt es in der Hand des Quartiermachers, in der Art seines Auftretens, wie die Bevölkerung reagiert, die Truppe aufnimmt und mit welchen Gefühlen sie ihr begegnet. Es ist nicht allein wichtig, daß der Soldat wohnt, sondern auch wie die Verhältnisse des Zusammenlebens sich gestalten. Wohl ist der Soldat von der Bevölkerung oder seinen Quartierleuten nicht abhängig, aber ein jeder, der in fremden Ländern in Quartier gelegen hat, weiß, daß sich das Leben viel einfacher und besser gestalten läßt, wenn eine gewisse Verbindung mit der Bevölkerung geschaffen ist. Die Quartiermacher können viel gut und vieles schlecht machen. Nach ihnen wird die Einheit beurteilt, für die sie auftreten, und wenn sie als erste in eine fremde Stadt oder ein fremdes Dorf kommen, sieht man in ihnen die Repräsentanten des Volkes und der Armee, der sie angehören. Darum ist die Auswahl der Quartiermacher eine Aufgabe von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Jenes alte Wort: „Der erste Eindruck ist entscheidend", trifft mit seltener Richtigkeit und Gültigkeit auf die Quartiermacher zu. Ein alter Hase, der schon auf vielen Kriegsschauplätzen kämpfte und vielfach als Quartiermacher tätig war, sagte einmal: „Ich habe ein Rezept, mit dem ich bis jetzt immer gut gefahren bin. Ich behandle und fasse die Leute so an, wie ich es mir wünschte, daß meine Eltern oder meine Frau in der gleichen Lage behandelt würden. Da kann ich keinen Fehler machen. Wenn ich aber irgendwie inneren Widerstand oder bewußte Ablehnung und Drückebergerei merke, dann greife ich zum harten Befehl. Die richtige Anwendung von Menschenbeurteilung. Gefühl und Befehl — das ist meines Erachtens der beste Weg für den Erfolg eines Quartiermachers, wie er sein soll."

Wir glauben, daß der Kamerad richtig gesprochen hat.



Es ist nie zu

Im allgemeinen geht es vorn bei den Grenadieren verdammt nüchtern und sachlich zu. Die bunte Fanfare des Ungewöhnlichen übertönt selten das immer gleiche Lied der Abwehrfront. Wird aber aus der Improvisation heraus gefochten, dann erklingt wohl plötzlich ihr heller schmetternder Anruf. Er fordert raschen Mut und blitzschnelle Entschlossenheit. Oft hängt das Leben in solcher Situation allein von der Entschlußkraft und Geistesgegenwart der plötzlich Aufgerufenen ab. Die nachstehenden drei Berichte gingen der Heereszeitschrift auf ihre Veröffentlichung in Folge 15 „Es ist nie zu spät" aus den Reihen einer Division zu. Wir bringen auch diese Beispiele des Mutes und persönlichen Einsatzes gern zur Kenntnis. Auch sie bestätigen eindringlich den Grundsatz: Gib dich nie selbst auf, solange noch ein Funken Hoffnung besteht!

Waffenlos zum Feind – mit 18 Sowjets zurück

Im Flußtal ist es in dieser stockdunklen Frühjahrsnacht nicht geheuer. Die Männer der 3. Kompanie liegen auf einer deckungslos kahlen Uferweide im Schlamm und Wasser. Kein Stern leuchtet, man kann nicht die Hand vor den Augen sehen. Den Posten ist es, als ob im jähen Schein der grünweißen Leuchtpatronen vom Ufer her schwarze Gestalten auf sie zukröchen. Sie lauschen mit allen Sinnen in dieses furchtbare Dunkel hinein. Plötzlich links ein unterdrückter Schrei, schleichende Geräusche nicht weit! — Im Dunkel dieser Nacht sind die Sowjets durchgebrochen! Erst im Morgengrauen vermag der Kompaniechef die ganze Tragweite des Geschehens zu übersehen. Ungefähr hundert Rotarmisten haben die sehr dünn besetzte Front durchbrochen, schon stellt der Feind im Flußtal neue Kräfte bereit. Der Oberleutnant erkennt blitzartig die große Gefahr der Umfassung, die allen Verbänden droht, wenn der Feind sich mit eingebrochenen Kräften im Wald von P. vereinigt. Er sammelt seine Melder zum Gegenstoß. Im rasenden MG- und Granatwerferfeuer stürmt er mit den wenigen Männern. Immer wieder reißt er sie hoch, der Gegenstoß muß gelingen. — Schwerste Opfer kostet dieser Sturm über die kahle Fläche, hin und her tobt der schwere Kampf. Mit allen Waffen, mit Artillerie sämtlicher Kaliber, mit Batterien von schweren und schwersten Granatwerfern versucht der Feind, seinen durchgebrochenen Verbänden eine blutige Bresche zu erzwingen. Aber die Männer, die letzten der Kompanie, krallen sich an den Boden und halten stand. Meter für Meter schieben sie sich im Laufe des Tages an die Einbruchsstelle heran, reiben einen Teil der Sowjets auf und drängen den Rest auf engeren Raum zusammen. Schon versinkt der Tag hinter den schwarzen Wäldern. — Die Männer wissen: Vor dem Dunkelwerden muß der Einbruch endgültig bereinigt sein, sonst ist alles verloren, sonst werden in dieser Nacht neue, stärkere Kräfte nachkommen und die schwache Abwehrlinie überrennen. Die Männer der 3. Kompanie sind erschöpft, aber auch die Sowjets liegen völlig abgekämpft in den Schützenständen des alten Gefechtsfeldes von M.

… spät!

Es besteht keine Aussicht, den Rest von etwa zwanzig Rotarmisten noch vor der Dunkelheit aus den neugewonnenen Stellungen hinauszuwerfen. — Da fassen plötzlich zwei alte Ostkämpfer, ein Obergefreiter und ein Gefreiter, einen kühnen Entschluß: Sie werden zum Feind hinübergehen! . . . Sie springen auf und stehen offen und frei im Gelände. Jeder kann sie mühelos abschießen. Russische Augen starren mißtrauisch auf die beiden Gestalten. Nun nehmen sie ihre Karabiner — jeder kann es deutlich sehen — und stellen sie auf die Erde. Jetzt gilt es! — „Los, Willi", gibt einer das Zeichen. Und dann gehen die beiden, als gelte es daheim, im Urlaub, einen Nachmittagsbummel durch das Städtchen zu machen, mit sieghafter Frechheit über die offene Fläche auf die sowjetischen Stellungen zu. — Die Kameraden halten den Atem an . . ., wird es gelingen? — Noch schießen die drüben nicht. Wenn nur nichts passiert, denkt der Oberleutnant. — Jetzt sind die beiden wahrhaftig schon in der Feindstellung! Die Grenadiere erleben in diesen Minuten ein Husarenstück, wie es in der Division noch nicht vorgekommen ist.

Die beiden gehen auf den ersten Rotarmisten zu, halten ihm die Hand hin, der springt auf und schlägt ein. Nun sprechen sie und zeigen mit den Armen über die Stellung hin. Der Sowjetsoldat versteht, packt sein Gewehr, rammt es mit dem Lauf in den Boden und dann holen sie gemeinsam 17 Mann heran. Allgemeines Händeschütteln, und über die Fläche zieht ein seltsamer Zug der deutschen HKL entgegen: Zwei Grenadiere ohne Waffen führen 18 Rotarmisten heran. Kein Schuß fällt, es ist, als ob der Krieg selbst den Atem anhält! Zwei tapfere deutsche Grenadiere haben dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen.

Wachtmeister Fritz Hain, „Greif"

„Herr Major, ein Panzer steht vor dem Bunker . . ."

In den frühen Morgenstunden eines Sonntags rollt ein stattlicher Panzer den Knüppeldamm im Wald bei P. entlang. Laut rasseln die Ketten, kurz vor dem Bataillonsgefechtsstand K. stoppt der Koloß. „Aha", denken die Männer des Stabes, „wahrscheinlich ein zugeteilter Panzer!" Sie gehen an das Stahlungetüm heran und freuen sich, wieder einmal eine solche Stahlfestung bei sich zu haben. Die breiten Ketten werden bewundert und Vermutungen über Kaliber und Panzerung des unbekannten Modells angestellt. — Plötzlich aber hört der Gefreite St., der sich ein wenig auf die Dolmetscherei versteht, wie im Innern des Panzers eine Stimme auf russisch befiehlt: „Maschinengewehr in Stellung bringen!" — — Nun erkennt der Gefreite auch an den Seiten den Sowjetstern . . . „Deckung, ein durchgebrochener Sowjetpanzer!" schreit er seinen Kameraden zu. Blitzschnell laufen die Männer zu den Bunkern und holen ihre Karabiner. Gefreiter S. springt zum Kommandeur hinein und ruft atemlos: „Herr Major, ein Panzer steht vor dem Bunker . . ." — Ehe noch die Grenadiere das Feuer eröffnen können, hebt sich der Deckel des Turmes, drei Mann der Besatzung springen heraus, werfen mit Handgranaten um sich und feuern wild mit Maschinenpistolen und MG. Der Bataillonskommandeur, Major K., sieht sich beim Verlassen des Bunkers mitten in eine höchst gespannte Lage versetzt: Hinter den Fichtenstämmen hocken die Grenadiere, die MG rattern, Gewehrschüsse peitschen von allen Seiten, die Sowjets antworten mit Handgranaten und feuern, was die Maschinenwaffen hergeben. — Mit ruhiger Stimme gibt der Major seine Anweisung: „Panzervernichtungstrupp vor . . .!" Während die zwei Männer des Trupps Brandflaschen, Mine und Haftladung ergreifen, gelingt es, im zusammengefaßten Feuer die zwei am MG in Stellung gegangenen Sowjets umzulegen. Der Gefreite Sch. vom Panzervernichtungstrupp macht auch den dritten hinter dem Panzer in Deckung gegangenen Rotarmisten unschädlich. Da aber hebt sich wieder der Turmdeckel des T 34, und mit gutgezielten Handgranatenwürfen und Pistolenschüssen zwingt der Kommandant des Panzers die Grenadiere in Deckung. Gefreiter Sch. aber arbeitet sich so weit an den Panzer heran, daß er den Mann im Turm niederhalten kann. Obergefreiter St. robbt an den Panzer heran. Schon klebt die Haftladung, aber keine Detonation folgt! Die Leine hat beim Abziehen den Zünder nicht gefaßt. Ein Pech aber kommt selten allein: Es klappt auch mit der T-Mine nicht . . . „Handgranaten her!", ruft der Obergefreite den Männern des Stabes zu. Wieder hebt sich der Turmdeckel, Obergefreiter St. springt blitzschnell heran, zieht ab und schleudert die Handgranate in den Panzer hinein. Ein guter Wurf! Die Brennstoffvorräte fassen Feuer, der Panzer steht in Sekundenschnelle in Brand und Qualm. — Die aufsteigenden Rauchwolken ziehen das Feuer der schweren Feindwaffen auf den Gefechtsstand; im Bersten der Granaten endet dieser immerhin ungewöhnliche „Ausflug" eines Sowjetpanzers mit einem gewaltigen Feuerwerk. — Die beiden Männer des Vernichtungstrupps aber tragen seit diesem Tage ihr Panzernahkampfabzeichen und Obergefreiter St. dazu auch das EK I.

An die falsche Adresse gekommen

„Stellen Sie sich vor", erzählt Oberleutnant K., „ich liege in meinem Zelt, habe gerade gefrühstückt und lese bei einer Zigarette einen Brief. Plötzlich fällt draußen ein Schuß, schaue hinaus, entdecke aber nichts Verdächtiges. Na, denn nicht, denke ich so bei mir, lege mich wieder lang und habe gerade meinen Brief entfaltet, da spüre ich einen Stich im Mittelfinger und schaue unvermittelt in das grinsende Gesicht eines Rotarmisten, der mir mit aufgepflanztem Bajonett vor dem Gesicht herumfuchtelt. Ein Melder liegt neben mir; mit einem Ruck hocken wir beide auf den Knien. Noch hat der Iwan sein „ruki wjärch . . ." nicht ganz herausgebracht, da haben wir schon sein Gewehr gepackt und ziehen ihn mitsamt seiner Flinte ins Zelt hinein. —

Der Iwan läßt das Gewehr fahren und stürzt sich wie ein Wilder auf mich. Von der Wucht des Ansprunges umgerissen, liege ich mit dem Gesicht zur Erde. In diesem Augenblick taucht im Zelteingang ein zweiter Rotarmist auf. Er legt auf den Melder an, drückt ab . . . drückt ab und noch mal ab — — — aber kein Schuß fällt. (Der Mann hatte vorher schon geschossen und in der Aufregung vergessen, wieder durchzuladen.)

Es gelingt mir, meine russische Beute-MP zu schnappen. Der Iwan packt jedoch zu, drückt die geladene Trommel heraus und versucht, mich zu erwürgen. Ein wilder Ringkampf beginnt. Aus der unglücklichen Lage mit dem Gesicht zum Boden glückt es mir, dem Bolschewisten den Lauf der MP ins Gesicht zu schlagen. Der Melder kämpft mit dem zweiten Eindringling. Wild wogt der Kampf, das Zelt bricht mitsamt der Tarnung zusammen. Zeltbahnen, Zeltstangen, Tannengrün, zwei Sowjets, zwei Deutsche, alles ist zu einem unentwirrbaren Knäuel ineinander verwoben. Etwas ratlos stehen die auf meinen Alarmruf herbeigeeilten Melder vor diesem Tohuwabohu. Mit einem Faustschlag kann ich nun endlich den zähen „Klammeraffen" vom Rücken schaffen. Gerade will ich zu einem neuen Faustschlag ausholen, da fliegt vor meinen Augen der Kopf des Russen auseinander. Obergefreiter M. hat aus allernächster Nähe einen guten Schuß abgefeuert.

Der noch unter den Trümmern herumwühlende Melder hat inzwischen das Gewehr mit dem Bajonett umgedreht und versucht, damit den zweiten Sowjet aufzuspießen. Es ist aber unmöglich, im Gewirr des zusammengestürzten Zeltes einen kräftigen Stoß zu führen. Geistesgegenwärtig reißt er blitzschnell das andere Gewehr an sich, lädt es rasch durch und trifft den Rotarmisten, der sich mit Händen und Füßen wehrt, in den Oberschenkel. Der Iwan springt mit einem letzten gewaltigen Satz aus den Trümmern heraus, bleibt vor dem Zelt liegen und gibt dann den Kampf auf. Seine spätere Aussage ergibt, daß die beiden Sowjets einen Spähtrupp gingen und außer dem Zelt keine weitere Behausung im Wald vermuteten. Die Gelegenheit, Gefangene zu machen, erschien ihnen allzu verlockend. Aber sie sind bei uns an die falsche Adresse gekommen, so daß ihr Unternehmen mit einem völligen „ko" endete."

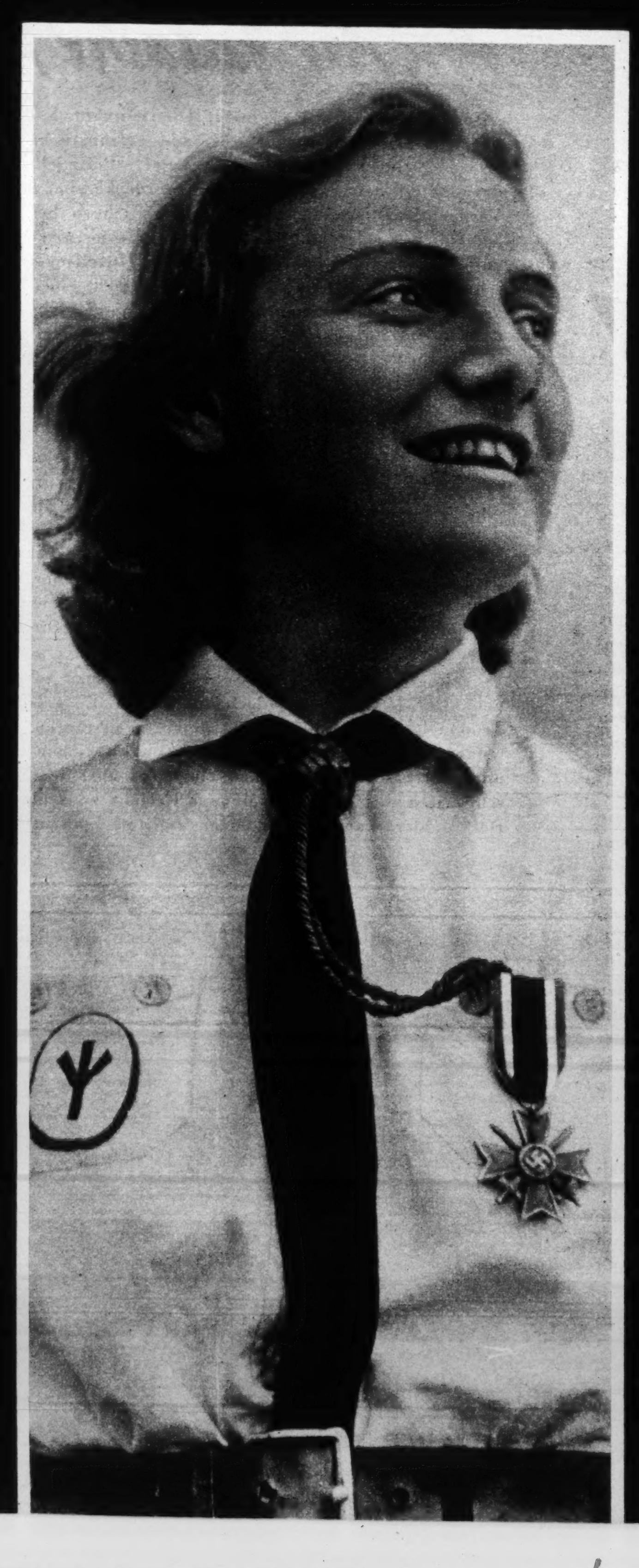




Bei den schweren britischen Terrorangriffen auf die Hafenstadt Hamburg hat sich die Jugend hervorragend bewährt. Jungen und Mädel, deren Väter und Brüder draußen an der Front stehen, sind in den Stunden höchster Not an die Plätze geeilt, an denen sonst Männer zu stehen pflegen.
Führer und Führerinnen der Hitler-Jugend rafften ihre Gefolgschaften zusammen, die das Unglück unter der Wucht des ersten Anpralles nach allen Richtungen auseinandergetrieben hatte, um sie da einzusetzen, wo die Gefahr am größten war.
Denen aber, deren Einsatzbereitschaft weit über das Vorstellbare hinausging, überreichte der Reichsjugendführer im Auftrage des Führers an der Stätte ihres hilfreichen Wirkens, nachdem sie sieben Tage und Nächte ohne Schlaf pausenlos geholfen hatten, Eiserne Kreuze und Kriegsverdienstkreuze. Vier tapfere Mädel erhielten sie, und als Jüngster ein zwölfjähriger Pimpf, der aus einem zusammenstürzenden Gebäude zwei Kinder vor dem sicheren Tode des Erstickens rettete.
Drei Tage war die Schar der Ausgezeichneten Gäste des Reichsjugendführers in der Reichshauptstadt. 19 frohe Gesichter, denen niemand mehr anmerken konnte, was ihnen an Leid in den Stunden des Schreckens begegnet war.

Tapfere Mädel

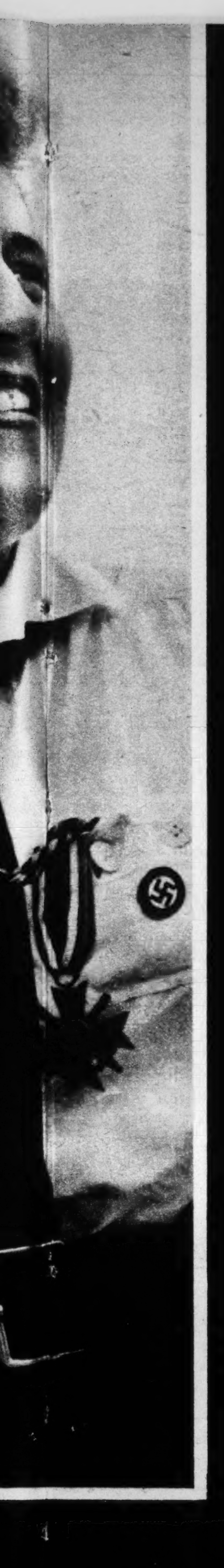
DIE SICH IN DEN HAMBURGER BOMBENNÄCHTEN AUSZEICHNETEN





↑ **Inge Voß** Sie ist die Jüngste unter den A
neten. 19 Jahre alt und Schülerin
Lehrerbildungsanstalt. Von der ganzen Familie
allein in Hamburg zurück. Gleich in der ersten
nacht war sie im Hafengebiet eingesetzt, wo die
Bergungsarbeiten besonders schwierig waren.
Gassen mit niedrigen Fachwerkhäusern, riesige Sp
leicht brennbaren Gütern stehen dort. Aus zwei
Häusern hörte Inge Voß Hilfeschreie. Durch Qualm
züngelnde Flammen stürzte sie hinein, irrte in den
umher, fand zwei Menschen, wollte zurück, aber d
reits der Weg versperrt. Von den Wänden riese
phor, krachend stürzten Decken zusammen. Wie
trotzdem den Weg ins Freie fanden, weiß das mu
Mädel heute selbst nicht mehr zu schildern.

← **Margarete Zettel** Mädelschaftsführe
Hamburg-Süd, 20
Medizinstudentin im zweiten Semester, zeichnete
rend der schweren britischen Terrorangriffe auf
besonders aus. In einem Bunker, von hellodern
men umgeben, versorgte sie, ganz auf sich allei
mehr als 400 Männer, Frauen und Kinder. Betreut
und verband. Dann bahnte sie sich durch dichtest
der das Atmen zur wahren Qual machte, durch sch
sen und zwischen einstürzenden Häusern hindu
Weg zur befohlenen Sammelstelle. Das Haar ver
Gesicht schwarz berußt, kam sie an einem b
Säuglingsheim vorbei. Kurz entschlossen drang d
schaftsführerin in das brennende Gebäude ein,
über verkohlte Stiegen in die einzelnen Zimmer
Dach und barg alle Kinder, bis die leckenden Flam
ihr Kleid erfaßt hatten und sie selbst brannte.
mutigen Tat trägt Margarete Zettel aus Hambur
Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern.





Aufnahmen: Ltn. Bauer

nter den Ausgezeich-
nd Schülerin an einer
en Familie blieb sie
der ersten Unglücks-
tzt, wo die Hilfs- und
ig waren. Schmale
, riesige Speicher mit
Aus zwei zerstörten
Durch Qualm und grell
irrte in den Kammern
ück, aber da war be-
änden rieselte Phos-
mmen. Wie die drei
eiß das mutige BDM.-
ildern.

lschaftsführerin in
urg-Süd, 20 Jahre alt,
, zeichnete sich wäh-
ngriffe auf St. Georg
n hellodernden Flam-
f sich allein gestellt,
er. Betreute, tröstete
rch dichtesten Qualm,
e, durch schmale Gas-
usern hindurch einen
as Haar versengt, das
n einem brennenden
en drang die Mädel-
ebäude ein, kletterte
en Zimmer bis unters
kenden Flammen auch
t brannte. Seit jener
us Hamburg-Süd das

↑ **Ursula Starke** 25 Jahre alt ist sie und hauptamtliche Bann-Mädelführerin in Altona. Als die erste Terror-Nacht über die Hafenstadt hereinbrach, war sie noch draußen auf dem Lande. In fünf Stunden lief Ursula Starke zu Fuß durch die brennende Innenstadt zu ihrer Dienststelle, faßte BDM.-Führerinnen zusammen und organisierte den weiteren Einsatz. Auf Lastkraftwagen der Wehrmacht schaffte sie aus Speichern und Markthallen Lebensmittel herbei und richtete eine Großverpflegungsstelle für die Obdachlosen in Altona ein. Dann stellte sie Züge zum Abtransport der Bombengeschädigten zusammen, ließ Frauen und Mütter mit ihren Kindern in alle Gegenden Deutschlands begleiten. Ursula Starke war die Seele der Hilfsaktion im Banngebiet Hamburg-Altona. Die rasche, umfassende Hilfe, noch während Bomben fielen, war mit ihr Verdienst.

Magdalene Richter „Gleich die erste Bombennacht war schrecklich. Ich bin selbst von Brandherd zu Brandherd gelaufen, habe meine Mädel da eingewiesen, wo die Hilfe am dringendsten benötigt wurde. Oft waren die Menschen wie gelähmt, hatten einfach nicht mehr die Kraft, sich in Sicherheit zu bringen. Da haben wir zugegriffen, und ein Wort des Trostes und des Anspornes hat oft Wunder gewirkt. Mit Wagenkolonnen sind wir systematisch die brennenden Stadtviertel abgefahren, haben Frauen und Kinder geborgen und sie in Sicherheit gebracht. Dann standen wir wieder auf Verbandplätzen und haben mit den Schwestern vom Roten Kreuz Hand in Hand gearbeitet. An Schlafen war überhaupt nicht zu denken, und Pausen gab es nicht. Jetzt, da alles vorüber ist, bin ich glücklich, in diesen Tagen des Schreckens in Hamburg gewesen zu sein, um helfen zu können."

EIN WORT ZUR IMPFUNG

Die unbeliebte Spritze

Wenn Soldaten vor der Revierstube anstehen, um sich wieder einmal „eine Spritze zwischen die Rippen jagen zu lassen", wird oft die Wartezeit mit Erörterungen über das Impfen gefüllt. Daß Impfungen den Zweck haben, den Körper gegen gewisse Infektionskrankheiten zu schützen, weiß natürlich jeder; oft findet sich sogar einer, der erklären kann, welche Vorgänge sich dabei abspielen. Aber manchmal hört man auch, daß das Impfen eine ganz unerforschte, gefährliche und zudem zwecklose Angelegenheit sei, daß man von dem „Gift" am nächsten Tage einen ganz lahmen Arm und Kopfschmerzen bekomme, und daß trotz der Impfungen dauernd Soldaten mit Typhus und Ruhr im Lazarett landeten. Wenn das gut erzählt wird, leuchtet es sogar ein wenig ein und könnte uns womöglich die ganze Freude an dem herzhaften Stich verderben. Das kommt natürlich gar nicht in Frage — denn wenn wir uns schon ohne Gegenwehr stechen lassen, wollen wir das auch mit Überzeugung tun.

Wir wissen, daß Infektionskrankheiten, wie Typhus, Paratyphus, Ruhr, Fleckfieber, Cholera, Pest, Diphtherie, Starrkrampf, Pocken und vieles andere, durch kleine Lebewesen oder Bakterien hervorgerufen werden. Ist der von ihnen befallene Mensch sehr empfindlich oder der Bakterieneinfall sehr stark, so kann die Krankheit den Tod herbeiführen. Normalerweise setzt sich aber der Körper sehr heftig zur Wehr: Durch Temperatursteigerung versucht er, den Bakterien das Leben recht sauer zu machen, löst oft eine Abneigung des Kranken gegen Speisen aus, die den Bakterien angenehm wären, und, so unglaublich das klingt, der Körper stellt selbst eine gerade für diese Krankheit passende Arznei her und verteilt sie mit dem Blut bis in die letzten Winkel. Um es recht anschaulich zu sagen: Der Organismus auch des dümmsten Buschnegers merkt genau, welche Bakterienart ihn befallen hat, weiß sofort einen Stoff, den sie nicht vertragen kann, und stellt dieses Mittel selbst her, auch wenn es so kompliziert ist, daß kein Apotheker der Welt es nachmachen könnte. Wie der Organismus das anstellt, wissen wir noch nicht sehr genau, aber daß er es fertigbringt, wissen wir sicher, denn wir können diese Abwehrstoffe aus dem Blut von Kranken gewinnen und untersuchen. Bringen wir sie unter das Mikroskop und geben dazu verschiedene Bakterienarten, so sehen wir, daß alle Bakterienarten munter weiter leben, aber gerade die Art, die den Kranken befallen hatte, sich zu Klumpen zusammenballt und zu Boden fällt. Dieser Versuch funktioniert sogar so sicher, daß man ihn benutzt, um zu erkennen, welche Krankheit ein Patient in sich trägt. Von diesem Mittel produziert der Körper bei zweckmäßiger Behandlung so viel, daß die Bakterien getötet werden und Genesung eintritt. Nun stellt er aber, durch den Schreck gewarnt, seine Fabrikation nicht sofort wieder ein, sondern schafft sich erst noch einen guten Vorrat dieser Abwehrstoffe.

So entsteht durch die Krankheit eine Immunität, eine Abschirmung, denn wenn später die gleiche Erregerart wieder einen Einfall versucht, wird sie von den schon vorhandenen Abwehrstoffen unschädlich gemacht, ehe sie sich zu bedrohlicher Menge vermehren kann. Diese Immunität durch überstandene Krankheit ist sehr verbreitet. Ein Beispiel dafür geben Masern und Scharlach, Krankheiten, die so ansteckend sind, daß man kaum auf die Welt zu kommen braucht, um sie auch schon zu haben. Hat man sie dann überstanden, so bleibt man zeitlebens gegen sie gefeit. Da beinahe jeder diese Krankheit als Kind mehr oder weniger schwer gehabt hat, sind fast alle erwachsenen Menschen dagegen immun. Falls nun jemand einwendet, das könne auch daran liegen, daß Erwachsene widerstandsfähiger sind als Kinder, soll noch von einem besonderen Fall berichtet werden: Auf der Inselgruppe der Faröer verschwanden einmal die Masern völlig; 60 Jahre lang erkrankte niemand daran. Dann wurden sie durch irgendwelche Zufälle wieder eingeschleppt, und sofort erkrankten nicht nur alle Kinder, sondern auch alle Erwachsenen — nur die mehr als Sechzigjährigen blieben verschont, denn sie hatten ihre Masern ja schon als Kind gehabt, waren also immun.

Nun möchte wohl jeder gegen die bedrohlichsten Krankheiten gefeit sein, aber keiner will sie deswegen erst bekommen und überstehen. Das läßt sich nun auf eine ganz merkwürdige Art erreichen: Wir wissen nämlich, daß der Organismus die Bakterienarten an gewissen Bestandteilen erkennt, die auch nach ihrem Tode in ihnen erhalten bleiben, und nun täuschen wir den Körper und spiegeln ihm eine Erkrankung vor, indem wir uns abgetötete Erreger der betreffenden Krankheit einimpfen. Der Organismus fällt auch wirklich darauf herein, erzeugt die passenden Abwehrstoffe und schützt uns gegen diese Krankheit. Das ist also die Schutzimpfung, die jeder von uns schon gegen Pocken, Typhus, Ruhr u. a. mehrfach bekommen hat. Wie oft sie vorgenommen werden muß, wie lange sie vorhält, ist für die einzelnen Krankheiten verschieden. Allgemein kann man sagen, daß die Immunisierung durch Schutzimpfung langsam entsteht, aber dann stark und dauerhaft ist. Sie ist also als Vorbeugungsmittel geeignet.

Da die Immunisierung nach der Schutzimpfung erst langsam entsteht, hat es keinen Sinn, sie anzuwenden, wenn man schon erkrankt ist. In diesem Fall kommt es mehr auf Schnelligkeit als auf Nachhaltigkeit an, und man verwendet ein anderes Impfverfahren. In besonderen Instituten werden dauernd Tiere geimpft, bis ihr Blut reich an Abwehrstoffen ist. Dann wird den Tieren Blut entnommen und Serum daraus gewonnen. Das Immunserum spritzt man wiederum einem Kranken ein, der dann sofort fertige Abwehrstoffe in sich trägt, ohne sie erst bilden zu müssen, denn diese Mühe nahm ihm ja schon vorher das Tier ab. Die Serum-Impfung ist also ein schnell wirkendes Heilmittel! Auch sie ist vielen Soldaten aus eigener Anschauung bekannt, denn wer schon einmal verwundet war, hat sicher eine Serumspritze gegen Wundstarrkrampf bekommen.

Es bleibt noch der Einwand, daß trotz der Impfung einzelne Kameraden Ruhr oder Typhus bekommen. Das liegt daran, daß die Immunisierung nicht bei allen gleich wirksam ist, manche besonders anfällig sind oder die Ansteckung so stark



Aufnahme: Doris Haase-Paschke

war, daß die Immunität nicht ausreichte. Aber selbst in diesen Fällen ist die Impfung nützlich, da die Krankheit dadurch meist leichter verläuft.

Erfolge des Impfens lassen sich bei einem einzelnen schwer beurteilen. Erst Sammelbeobachtungen zeigen ein Ergebnis. Umfassendes Material liegt allein über die Pockenimpfung vor, die, wie wir wissen, seit Jahrzehnten in Deutschland bei jedem Klein- und Schulkind vorgenommen wird. Pocken oder Blattern waren früher eine sehr verbreitete Krankheit. In Deutschland gab es noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts kaum einen erwachsenen Menschen ohne Blattern. Es ist z. B. ein Steckbrief bekannt, in dem unter „Besondere Kennzeichen" angegeben war: „Keine Blatternarben!" Kein Wunder, daß man diese Krankheit schon früh sehr eifrig erforschte. Es war bekannt, daß man nach überstandenen Pocken sehr lange immun blieb. Sogar eine Schutzimpfung gegen Pocken ist altbekannt. Man bediente sich ursprünglich recht rauher Methoden. Die Chinesen zogen z. B. ihren Kindern eiterbeschmutzte Hemden von leicht an Pocken Erkrankten an, damit die Kinder auch leichte Pocken bekamen und dann das Übel nicht mehr zu fürchten hätten. In anderen Völkern schluckte man Pockenschorf, natürlich auch von leichten Fällen. In Deutschland steckten sich die Bauern absichtlich an pockenkranken Kühen an, denn sie wußten aus zufälligen Erfahrungen, daß die Kuhpocken sich beim Menschen kaum bemerkbar machen, aber ihn immunisieren. Daraus entwickelte sich die moderne Pockenimpfung, und mit ihrer Verbreitung gingen die Blattern zurück. Bis zum Jahre 1874 gab es in Deutschland noch Pockenepidemien mit über 10 000 Todesfällen im Jahre. Nach Durchführung des Impfgesetzes fielen die jährlichen Todesfälle auf ein Zehntel und bald auf ein Hundertstel. Seit 1928 ist in Deutschland niemand mehr an Pocken gestorben.

Über die Impfung gegen Typhus, Paratyphus, Cholera, Ruhr usw. liegt ebenfalls großes statistisches Material vor, welches ganz eindeutig die Zweckmäßigkeit, ja die Notwendigkeit der Impfungen beweist. *Dr. Hm.*



das Mädel vom Gesundheitsdienst, läßt die Höhensonne nicht länger brennen, als es wirklich notwendig ist. So handeln alle in der Heimat. Jeder spart Kohle, Gas und Strom, wo er nur kann. Im Endergebnis gibt das z. B. bei 25 Millionen Haushalten in Deutschland eine Ersparnis von vielen tausend Tonnen Kohle, die zusätzlich von der Rüstungsindustrie verbraucht werden können. Du und deine Kameraden, Ihr habt den Nutzen davon in Gestalt von mehr Waffen, mehr Munition und besserer Ausrüstung. Denke du aber daran, daß dieses „Mehr" und „Besser" in der Heimat mit vielen Verzichten und Unbequemlichkeiten im täglichen Kleinkrieg gegen Kohlenklau erkämpft ist.

Hilf mit, daß Kohlenklau verreckt!

Jede kleine Nachlässigkeit in der Pflege der Waffen bedeutet neue Beute für Kohlenklau. Was die Heimat ihm abgejagt hat, darf an der Front nicht wieder in seine Krallen geraten!

DIE HEIMAT HAT IHN
LÄNGST DURCHSCHAUT,
PASS AUF, DASS ER BEI
DIR NICHTS KLAUT!

VOM ZEITGEWINN

Fortsetzung von Seite 3

innerhalb der kriegführenden Völker laut werden zu lassen, deren befriedigende Beantwortung den Verantwortlichen nicht leicht werden wird.

Wir dürfen solche Folgen einer längeren Kriegsdauer bei unseren Gegnern keinesfalls gering einschätzen, wenn wir den zutreffenden Standpunkt gegenüber den gewaltigen Geschehnissen dieser Zeit gewinnen wollen. Das alles tritt zurück hinter den positiven Möglichkeiten, die die Zeit für uns einzuschließen vermag. Wir stehen — das soll nicht bestritten, im Gegenteil, es soll mit aller Deutlichkeit betont werden — heute einer Lage gegenüber, die den Einsatz aller Kräfte und die Abkehr von aller Selbsttäuschung fordert. Dem Wellenberg des Erfolges der ersten Kriegsjahre ist ein Wellental gefolgt. Welches auch immer die Ursachen für diese Änderung der Lage sein mögen, das eine erscheint uns sicher, daß kaum eine darunter ist, deren Wirksamkeit nicht im Laufe der Zeit ausgeglichen werden könnte.

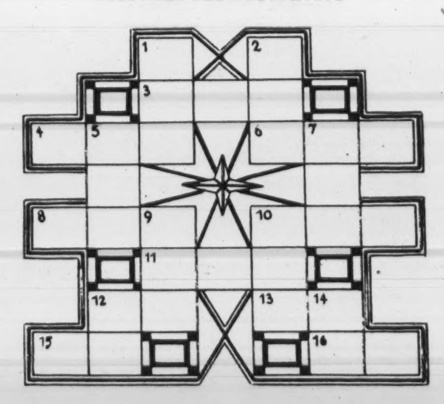
Wir wissen, daß der Kampf hochgerüsteter Nationen um die Entscheidung nicht nur ein Widerstreit stärkster seelischer und physischer Energien ist, sondern sich in gleichem Maße als ein Abringen von Geist, Phantasie, Erfindungsgabe auf allen Gebieten der Krieg- und Kampfführung und der Rüstung für deren Zwecke darstellt. Ein Auf und Ab ist hier allzu natürlich. Auch hier gilt das Bild von Wellenberg und Wellental. Der Ausgleich freilich, dem Höhe und Tiefe im flüssigen Element des Wassers von Natur aus zustreben, kann auf dem Gebiete der geistigen Kriegführung im weitesten Sinne dieses Begriffes immer nur das Ergebnis unermüdeter Anspannung und unerhörter Anstrengungen sein. Aber auch ein anderer wesentlicher Faktor muß gegeben sein: die Zeit! Sie ist nötig, um Gedanken reifen zu lassen, sie braucht man, um Erkenntnisse in die Tat, Versuche in die Praxis der kriegerischen Rüstung umsetzen zu können. Auch hier will gut Ding Weile haben.

Wir wissen, mit welcher Hingabe zur Zeit daran gearbeitet wird, um alle im Zuge des entwicklungsmäßigen Auf und Ab in Erscheinung getretenen Lücken zu füllen, jedem Fortschritt beim Gegner einen Ausgleich oder eine Überrundung entgegenzusetzen. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß diesem Streben Erfolg beschieden sein wird.

Damit aber erhält auch der Zeitgewinn, um den wir heute kämpfen, seinen besonderen Sinn, einen Sinn, der ihm über die zweifelhafte Eigenschaft eines bloßen Aufschubs hinaus den Charakter eines rechten Gewinnes verleiht. Für uns aber erweitert sich der Begriff der Zeit aus einem im besten Falle neutralen Faktor zu einer Aufgabe, die jeden einzelnen angeht. „Die Tat ist das Maß der Zeit" — in diesem Wort ist alles beschlossen, was unser Handeln in diesen Wochen eines gewiß nicht leichten Ausharrens bestimmen muß.

UNSERE KNOBELECKE

Silbenkreuzworträtsel



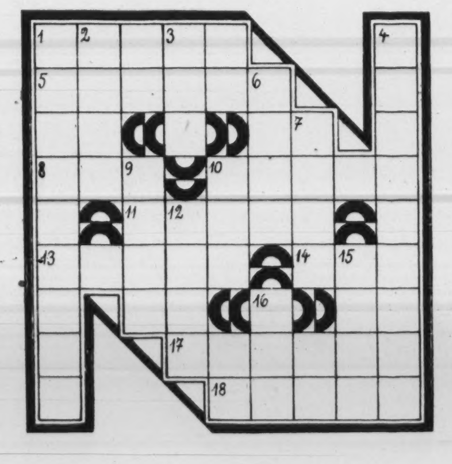
Waagerecht: 3. Negative Elektrode, 4. Zeitraum von zehn Tagen, 6. Landschaft in Italien, 8. Stadt in Italien, 10. Name des Storches, 11. Spiel, 12. Gewürz, 13. Gegenteil von Hochmut, 15. Bierkrug, 16. Schreckensherrschaft. — Senkrecht: 1. Bogenreihe auf Pfeilern, 2. Dankgebet, 5. Papageienart, 7. Truppenverband, 9. der schöne Geliebte der Venus, 10. Stromzuführer, 12. ehemaliger Stand, 14. die Seele der Familie.

Silbenrätsel

Aus den Silben: be — bein — bo — che — dau — de — de — e — ei — el — em — ent — fa — fen — gen — gen — gu — il — kän — ler — li — mi — min — mo — na — nach — nus — or — pan — re — ri — ruh — sa — sa — schan — scher — schim — se — se — sier — ster — sti — ter — the — turn — vi — vri — war — sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben (ch = ein Buchstabe).

Bedeutung der Wörter: 1. Bekannter Berliner Schauspieler um 1800, 2. Stadt in Thüringen, 3. Fehlbetrag, 4. Teil eines Ritterhelms, 5. Musikkapelle, 6. Getränk, 7. Beuteltier, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Affenart, 10. festgesetzter Zeitpunkt, 11. Karawanenreise, 12. wildes Tier, 13. Nebenfluß des Rheins, 14. Bad in der Sächsischen Schweiz, 15. Planet, 16. Elefantenknochen, 17. Naturerscheinung, 18. Nebenfluß der Oder.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Bergwerk, 5. Höchstleistung, 8. Kurort an der Lahn, 10. Stadt in Württemberg, 11. Schlaferlebnis, 13. Raubvogel, 14. Kalif, 17. Kuchenart, 18. altrömische Münze. — Senkrecht: 1. mürrischer Mensch, 2. Wortgleichklang, 3. Gutschein, 4 Handwerker, 6. Nebenfluß der Donau, 7. weiblicher Vorname, 9. Geschmacksrichtung, 10. Wappenvogel, 12. Erfinder des Fernsprechers, 15. Farbe, 16. Windstoß.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Rekrut, 5. Wiese, 8. Koreaner, 10. Indianer, 11. Fries, 12. Hameln. — Senkrecht: 1. Reif, 2. Kadi, 3. Ukas, 4. Ton, 5. Wera, 6. Enge, 7. Erin, 9. Reh.

Silbenrätsel: 1. Wachstuch, 2. Egmont, 3. Reichenau, 4. Stadium, 5. Eukalyptus, 6. Irawadi, 7. Nelke, 8. Galalith, 9. Lazarett, 10. Urwald, 11. Eibe, 12. Cäsar, 13. Kohlrabi, 14. Iris, 15. Minensuchboot, 16. Ravenna, 17. Erker, 18. Iridium. — Wer sein Glück im Reichtum sieht, der ist arm.

Soldatensprichwort: Ortssinn, Ziegenmelker, Vorkommen, Somme, Hutnadel, Richtkanonier, Landvolk, Einladung, Ziegelbau, Mienenspiel — Siegen kommt nicht von Liegen.

DIE SCHWERTER ZUM EICHENLAUB

Oberstleutnant Adalbert Schultz,
Kommandeur eines Panzer-Regiments,
als 33. Soldat der deutschen Wehrmacht

EICHENLAUBTRÄGER



Major Friedrich Böhne,
Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.,
als 253. Soldat der deutschen Wehrmacht



Oberleutnant Günter Klappich,
Bataillonsführer in einem (mot.) Gren.-Rgt.,
als 254. Soldat der deutschen Wehrmacht



Generalmajor Fritz Bayerlein,
Chef des Generalstabes einer Armee,
als 258. Soldat der deutschen Wehrmacht



Major Bernhard Sauvant,
Kommandeur einer Panzerabteilung,
als 260. Soldat der deutschen Wehrmacht



Major d. R. Franz Baeke,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.,
als 262. Soldat der deutschen Wehrmacht



Major Bruno Kahl,
Abteilungskommand. in ein. Panzerjäg.-Rgt.,
als 270. Soldat der deutschen Wehrmacht



General der Infanterie
Dr. Lothar Rendulic,
Kommandierender General eines Armeekorps,
als 271. Soldat der deutschen Wehrmacht



Oberst Dietrich von Müller,
Kommandeur eines Panzergrenadier-Rgt.,
als 272. Soldat der deutschen Wehrmacht



Generalfeldmarschall von Küchler,
Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe,
als 273. Soldat der deutschen Wehrmacht



Generalfeldmarschall Busch,
Oberbefehlshaber einer Armee,
als 274. Soldat der deutschen Wehrmacht



Generaloberst Lindemann,
Oberbefehlshaber einer Armee,
als 275. Soldat der deutschen Wehrmacht

RITTERKREUZTRÄGER

Oberfeldwebel Albert Ahrens,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Oberstleutnant Paul Audorff,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberst Martin Bieber,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Feldwebel Otto Chowanetz,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Unteroffizier Hugo Deventer,
Gruppenführer in einem Pionier-Bataillon

Hauptmann Anton Donnhauser,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

General d. Inf. Johannes Frießner,
Kommandierender General eines Armeekorps

Hauptmann Georg Fuhrmann,
Bataillonskommand. in einem Grenad.-Regt

Oberleutnant d. R. Hans Detlef Gollert-Hansen,
Schwadronschef in einer Aufklärungs-Abtlg.

Major Wilhelm Goriany,
Kommandeur einer Gebirgsartillerie-Abtg.

Feldwebel Waldemar Göttler,
Führer einer Nachhut

Generalleutnant Arthur Hauffe,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberfeldwebel Wilhelm Haxter,
Führer des Radfahrzuges in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Josef Hellekamp,
in einer Aufklärungsabteilung

Hauptmann d. R. Wilhelm Hemmer,
Kompanieführer in einem Feldzeug-Batl.

Major Josef Hißmann,
Kommandeur eines Fliegerabwehr-Bataillons

Oberstleutnant Walter Hollaender,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant Heinrich Höke,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Leutnant d. R. Karl-Heinz Jäger,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Franz Jursa,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberjäger Ulrich Karg,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberfeldwebel Josef Käs,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Robert Klima,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberwachtmeister Alfred Konrad,
Zugführer in einer Aufklärungs-Abteilung

Oberleutnant Heinz Küster,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Franz Lechl,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Unteroffizier Herbert Lindner,
Gruppenführer in einer Panzer-Grenadier-Kompanie

Oberleutnant d.R. Rudolf Löchner,
Kompanieführer in einer Schnellen Abteilung

Oberleutnant d. R. Karl-Willi Lumpp,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Leutnant d. R. Hans Luthardt,
Führer einer Stoßtrupp-Kompanie

Oberfeldwebel Stefan Maurer,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberwachtmeister Herbert Meißner,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Hauptmann d. R. Herbert Merkel,
Bataillonsführer in einem Panz.-Grenad.-Reg.

Hauptmann d. R. Aloys Mocken,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberst Kurt Moehring,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Gerhart Nemnich,
Kommandeur eines Panzer-Pionier-Batls.

Hauptfeldwebel Josef Niemitz,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Unteroffizier Heinrich Ofenloch,
Gruppenführer in einem Pionier-Bataillon

Major d. R. Dr. Karl Pantzlaff,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Artillerie-Regiment

Hauptmann Erwin Pesch,
Bataillonskommand. in einem Grenad.-Regt.

Oberfeldwebel Hubert Pilarski,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Matthias Poll,
Gruppenführer in einem Pionier-Bataillon

Leutnant d. R. Theodor Pültz,
Zugführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abt.

Hauptmann Gustav Reimar,
Kompanieführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Karl Riechers,
Kompanieführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Gefreiter Ferdinand Roos,
in einem Pionier-Bataillon

Oberst d. R. Herbert Schimpff,
Kommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Wilhelm Schlecht,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Helmut Schmischke,
Kommandeur eines Pionier-Bataillons

Oberleutnant Eckhard Schneider,
Kompanieführer in einem Füsilier-Regiment

Unteroffizier Sebastian Schuller,
Geschützführer in einer Panzer-Jäger-Abt.

Major August Seidensticker,
Führer einer Tiger-Abteilung

Rittmeister Helmut Spaeter,
Schwadronschef in einer Panz.-Aufklär.-Abt.

Major d. R. z. V. Friedrich Spitäller,
Kommandeur eines Jäger-Bataillons

Leutnant Heinrich Terriete,
Zugführer in einer schweren Panzerjäger-Abt.

Hauptmann d. R. Martin Wandersleb,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Leutnant d. R. Paul Weber,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Peter Windschüttl,
Geschützführer in einer Panzerjäger-Komp.

Hauptmann Jakob Zimmermann,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Kurt Zitzen,
Batteriechef in einer Sturmartillerie-Abt.











Frau Bürgermeisterin im Bad

Ein reicher junger Kaufherr läßt in dem niederrheinischen Dörfchen Terbrügg seine Badewanne zurück, um damit die Gunst der hübschen Bürgermeisterin Antje zu erwerben. Antje möchte von Zeit zu Zeit ein Bad nehmen. Da sie es nicht im Hause darf, weil ihr Mann gegen derlei unmoralische Sachen ist, wurde die Tenne zum Badezimmer. Darob große Aufregung bei den Männern, die abends zur Scheune schleichen, um die Bürgermeisterin im Bad zu bewundern. Aber die Männer ersinnen noch einen derben Spaß: die Badewanne mit der Frau Bürgermeisterin rollt, von geheimnisvollen Kräften gezogen, auf die Dorfstraße zum allgemeinen Gespött. Eine lustige Szenenfolge aus dem neuen Farbfilm „Das Bad auf der Tenne", der in allen Frontkinos mit Jubel begrüßt werden wird.

Aufnahmen: Tobis-Theile

Spiel
IM SOMMERWIND

„Lieber Belgrader Sender", schrieb das kleine Fräulein Ruth, „sollte ich mit einem Buchpreis bei der Auslosung Deiner Preisfrage davonkommen, so bitte ich Dich, dieses Buch mit meiner Adresse und einem Gruß versehen an einen unbekannten Soldaten der Ostfront zu senden. Ich danke Dir dafür!"

Und das Fräulein Ruth gewann tatsächlich einen Buchpreis, ihre Lösung zu der Preisfrage als Beitrag zu der bekannten und beliebten Soldatenstunde des Rundfunks war nicht übel. Der Belgrader Sender erfüllte ihr den Wunsch gern, schrieb auf die erste freie Buchseite, was sie sich gewünscht, und sandte ein Feldpostpäckchen dem Soldaten Unbekannt an die Ostfront.

Wir waren eine Bunkerbesatzung von wenigen Männern, junge und alte, aber mit gleichem Interesse an freundlichen Überraschungen. Das Päckchen des Belgrader Senders wurde ausgelost. Und der Unteroffizier Jürgen Sch. zog, was jeder von uns gerne gezogen hätte: ein mit grauem Papier umhülltes Geheimnis. Ein leichtes Buch mit einem Begleitschreiben, welches das Geheimnis nach allen Seiten lüftete. Oder nicht? Wir wollen sehen.

Das Buch hieß „Spiel im Sommerwind". Es las sich flüssig und ließ die freundliche Spenderin nicht vergessen! Das Buch, besser sein Inhalt, war nun schuld an dem Folgenden.

Jürgen schrieb dem kleinen Fräulein dankende Zeilen nach Berlin, und das noch, ehe er die Geschichte zu Ende gelesen. Sie solle nur so weiter machen, schrieb er ohne Hintergründe. Er fand einfach das Verhalten des Fräuleins lobenswert. Und wir auch.

Das Fräulein Ruth schrieb wieder. Wir wissen nicht, was sie unserem Jürgen schrieb, er verriet es nicht. Aber plötzlich stand das Konterfei eines frischen Mädels auf dem Bord über seiner Bettstatt. Ruth stand darunter in weichem Schriftzug.

„Aha", sagten wir und freuten uns und hatten unsere Gedanken über ein Spiel im Sommerwind, mit dem Jürgen noch nicht fertig geworden war. Es ging nicht so schnell mit dem Seitenumschlagen, denn manche Seiten mußten erst aufgeschnitten werden, so neu war das Buch. Und eines Tages schnitt Jürgen zwei Seiten voneinander, zwischen denen wohl, von unten hineingeschoben, eine Postkarte lag, frankiert schon und mit der Braunsberger Adresse eines anderen Mädels, Hildegard mit Namen. Wir teilten die Verblüffung darüber mit Jürgen und ergingen uns in Vermutungen über die Bedeutung des Fundes. Es mochte sich wohl so verhalten, daß das Buch eine Stiftung des Fräulein Hildegard an den Belgrader Sender war, für diese oder jene Verwendung unter Bevorzugung von Frontsoldaten. Jedenfalls, die Sache mußte geklärt werden. Und Jürgen füllte, zwar widerwillig, und auch nur mit seinem Namen und der Feldpostnummer auf unser Drängen hin die Karte aus. Sie wurde abgeschickt und ließ eine gespannte Bunkerbesatzung zurück.

Die Marke war zwar überflüssig auf der Feldpostkarte, allein Hildegard hatte sie auch wohl nur als unmißverständliche bare Mahnung darauf geklebt, der unbekannte Entdecker möge sich nur ja melden. Es war wie eine Pflicht, und das hielten wir unserem guten Jürgen vor Augen. Da überwand er sich und gönnte uns einen Spaß auf seine Kosten. Und auch das Fräulein Hildegard schrieb allsogleich zurück und stellte sich flugs auch mit einem Konterfei und einigen Gedichten dem erstaunten Jürgen vor. Das schien ihm denn doch zuviel des Reigens blonder Lockenköpfe. Wohl in der Befürchtung, auf weitere Adressen zu stoßen, schützte er Kopfweh durch zu häufiges Lesen vor und bot uns derweil das Buch zum Lesen an.

Aber das Bildnis? Laß sehen. Willst du die Hildegard nicht neben Ruthchen aufstellen? Sie werden sich gewiß nichts anhaben.

Was geheim brodelte, brach nun los wie ein Vulkan und drückte die Stimmung Jürgens auf Minus. Der Spott unter Frontsoldaten ist oftmals beißend und setzt ein hartes Fell voraus. Jürgen aber war noch jung und unerfahren in Liebesdingen. Als er den Griff der Waffen lernte, war er noch ein Jüngling, eben fertig geworden mit dem Abitur. Dann kam er ins Feld. Der

Krieg formte ihn zu einem jungen Manne, angetan schon bald mit Tressen und sonstigen sichtbaren Zeichen seiner Bewährung vor dem Feinde. Ein „Spiel im Sommerwind" aber kannte er nur vom Hörensagen und — aus dem Buche der beiden Mädels Ruth und Hildegard, der Arbeitsmaid und der Studentin, die beide nichts voneinander wußten. Dabei will ich nicht behauptet haben, daß die Interessen der beiden jungen Damen schon über die bloße Bekanntschaft mit einem Soldaten vom respektablen Schnitt eines jungen Mannes wie Jürgen hinausgingen, zum Verwundern jedenfalls wäre es nicht gewesen. Allein sie wußten nichts von ihm, noch kannten sie ihn äußerlich.

Angespornt durch unsere Hänseleien schickte er jedem der Mädchen das Konterfei zurück, und zwar vor unseren Augen, damit es ein für allemal keinen Stoff mehr unserem losen Maulwerk biete.

Er schrieb aber auch, der Wahrheit die Ehre gebend, der Ruth sowohl als auch der Hildegard einen Brief, schilderte, wie sich alles zugetragen, und betonte, daß er irgendwelche Bindungen einzugehen nicht die Absicht hätte. Punkt!

Auf diese Weise aber lernten sich die beiden jungen Damen kennen und korrespondierten von nun ab miteinander, teilten ihre Enttäuschungen und trösteten sich. Sie hatten sich aber auch ausgemacht, dem jungen Unteroffizier die Einbildung zu nehmen, daß sie, Ruth und Hildegard, sich auf diese Weise eines „Bärenfangs" hätten bedienen wollen. Nur der warme Impuls um die kämpfenden Söhne des Vaterlandes hätte sie zu dieser wie jener Handlung bewogen, gekrönt durch die Übersendung ihrer Brustbilder als Zeichen einer offenen Verbundenheit. Nach ihrer Auffassung war ein solches Bild im Bunker von einer intimeren Verbundenheit mit der Heimat als die aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnittenen Bilder. Zugleich schickte jede von ihnen ein Feldpostpäckchen, angefüllt mit leckeren Dingen als letztes Ergebnis eines „Spiels im Sommerwind". Früchte und Speck und süßes Backwerk aus Weizen. So dachten sie sich die Bekanntschaft! Sie wollten es ihm schon beibringen.

Wir sehen nicht auf den Absender ankommender Feldpostsendungen, wir rufen nur den Empfänger aus und überreichen ihm die Post. Auf diese Weise erfuhren wir zunächst nichts davon, und Jürgen sagte nichts. Als er aber von seinem letzten Urlaub in diesem vierten Kriegssommer wieder zu uns an die Ostfront zurückkehrte, war er frohen Muts und stellte über seiner Schlafstelle ein Photo auf, welches ihn an der schlanken Seite eines uns bekannt vorkommenden Fräuleins zeigte, in vielsagender Haltung freilich. Da waren wir baß erstaunt. Und einer, der Rolf, konnte es nicht lassen und schrieb heimlich darunter: Das Fräulein Hildegard war schuld daran!

Aber nun zeigte es sich, daß wir unseren Jürgen in all den Jahren, die uns der Krieg in engster Kameradschaft zusammengehalten, doch nicht durch und durch kennengelernt hatten. Oder aber, was wahrscheinlicher ist, er hatte sich entwickelt. Denn er stellte, als er die Bemerkung unter dem Bilde las, ein zweites Photo daneben. Es zeigte die gleiche Pose in der gleichen Umgebung, nur mit dem einen Unterschied, daß ein anderes Mädel, uns nicht weniger bekannt vorkommend, an seiner Seite stand. Jürgen sagte: „Nun könnt Ihr darunter schreiben, das Fräulein Ruth ist schuld daran." Ich kann nicht behaupten, daß wir alle geistreich dreingeschaut hätten. Er hatte also die beiden jungen Damen an ein und denselben Ort eingeladen, womöglich zusammen noch oder umgekehrt. Aber daß er sein Bild mit Fräulein Ruth zuerst der „Öffentlichkeit" preisgegeben, war uns doch ein Beweis genug, daß sich Jürgen wahrscheinlich zu einem „Spiel im Sommerwind" mit der Arbeitsmaid entschlossen haben mußte.

In Wahrheit jedenfalls war der Belgrader Sender schuld an dieser Geschichte. Wir, die Bunkerbesatzung, aber auch ein wenig.



NOCHMALS STRANDGEFLÜSTER

In Folge 17 der Heereszeitschrift hatte unser Mitarbeiter Gefreiter Werner Kruse auf seiner Zeichnungsseite „Strandgeflüster" genau 324 Gäste eines Seebades in allen möglichen Situationen karikiert. Bei zehn Sprechfahnen verließ ihn die bewährte Phantasie und er bat die Kameraden um ihre humoristische Mitarbeit. Ganze Stapel von Zuschriften, für die wir herzlich danken, künden von dem Eifer, hier mitzuhelfen. Es war für uns schwer, aus den Proben manches feinen, oft drastischen und meist stark gepfefferten Witzes eine gerechte Auswahl zu treffen. Manche hatten „gewaltig auf die Tube gedrückt", wie z. B. der Obergefreite Walter Salewsky von der Feldpostnummer 38027, aus dessen treffenden Einfällen wir sogar zwei veröffentlichen und mit einem Preis bewerten konnten.

DIE PREISTRÄGER

Frage 1: Uffz. Franz Viehl, Feldpost-Nr. 08787 A
Frage 2: Obgefr. Walter Salewsky, Feldp.-Nr. 38027
Frage 3: Ltn. Hüttel, 2. P.-L., Erlangen, Panzerkaserne
Frage 4: Obgefr. Walter Stolze, Feldpost-Nr. 30506
Frage 5: Stabsfeldw. H. Zimirsky, Feldp.-Nr. 27287 A
Frage 6: Uffz. Karl Hentze, Feldausbild.-Abt. 97
Frage 7: Obfeldw. Franz Budweg, Feldp.-Nr. 26975
Frage 8: Gefr. Hans Peters, Feldpost-Nr. 14939 C
Frage 9: Obgefr. Walter Salewsky, Feldp.-Nr. 38027
Frage 10: Gefr. Josef Knauf, Feldpost-Nr. 09004/B



HEINRICH ZILLICH

Das neugierige Weib



In einem Dorf bei Hermannstadt lebte eine neugierige und boshafte Frau, vor deren Mundwerk sich niemand retten konnte. Als im Krieg Soldaten ins Quartier kamen, ach, wie schön dünkte es die Frau, nun erst recht die Tugend anderer zu bespitzeln, vor den fremden Männern zu warnen und alles zu verdächtigen, was lange Zöpfe trug. Da brachte der Winter solche Kälte, daß die Spatzen tot von den Dächern fielen und die Bäume barsten und den Pferden beim Jauchen der Strahl am Leib gefror, aber das neugierige Weib schlug sich drei Decken um Leib und Kopf, lief auch weiter durchs Dorf, luchste und horchte, ob kein heimliches Laster nach ihrer Zunge schrie.

Als sie einmal des Nachts dieses Geschäft betrieb, erblickte sie das Fenster einer Bauernstube beleuchtet, in der, wie sie wußte, ein junger Korporal wohnte. Flugs eilte sie hin, denn solche Hexen riechen ihre Beute sogleich, und fand zwischen den Eisblumen ein winziges freies Fleckchen; daran legte sie das Auge und schrie fast auf vor Glück: sie sah den Soldaten im Bett mit einem süßen Ding aus der Stadt. Das war ihr ein Anblick, der sie mehr erfreute, als hätte sie tausend Gulden geerbt. Aber da die Frau immer noch mehr sehen wollte, hängte sie, ohne auch nur für einen Wimperschlag vom Guckfleckchen zu weichen, ihre Zunge lang heraus, um sich ein größeres Feldchen zu schmelzen, merkte in der Gier nicht, daß sich die Zunge an den eisernen Fensterbeschlag preßte statt an die Scheibe, und dabei geschah es, daß sie damit anfror.

Die Frau, im Schauen versunken, spürte es erst, als sie nicht mehr frei werden konnte, ob sie auch zog und zerrte und schreckliche Schmerzen erduldete. Doch wagte sie nicht, sich bemerkbar zu machen, weil sie den Soldaten fürchtete, und mußte darum weiter in die Stube spähen und lachte beileibe nicht, nein, sie hing jammernd an der Zunge und glaubte sterben zu sollen, bis das Liebespaar das Zimmer verließ.

Da klopfte es leise an die Scheibe und klopfte stärker, und der Bauer kam herbei und stieß das Fenster auf, daran die lallende Frau halbtot hing, betrachtete sie und rief, als er sie erkannte, erst Weib und Gesinde herbei, bevor er die blutende Zunge lostaute, die hinkünftig an keinem Geheimnis mehr zu lecken wagte.

DIE ANZEIGE

Ein bekannter Maler stand einst emsig arbeitend an seiner Staffelei. Er malte eine Hökerin, inmitten ihrer Kohlköpfe, Rüben, Kartoffeln und Früchte sitzend. Alles gelang ihm über Erwarten gut, und er wiegte sich schon in der Hoffnung, dieses Bild gut verkaufen zu können. Nur eines machte ihm Sorge, der Ausdruck der Hökerfrau selbst wollte ihm nicht gelingen, und ein passendes Modell dafür konnte er nicht finden. Er ließ daher in der Zeitung eine Anzeige erscheinen:

> **Modell gesucht!**
> Ausgesprochen häßliche unförmige alte Frau. Zu melden bei Kunstmaler X. Y.

Der Maler wartete einen Tag nach dem anderen, es meldete sich niemand. Er pinselte also seine Früchte und Kohlköpfe zu immer größerer Vollendung heraus, die Hauptsache aber, die alte Hökerin, wurde nicht fertig. Endlich half ihm ein Freund aus der Verlegenheit. „Du hast das Ding verkehrt angefangen", sagte dieser, „du hast die weibliche Eitelkeit nicht in Rechnung gestellt, versuche es einmal auf diese Weise." Am nächsten Tage erschien eine neue Anzeige in der gelesensten Tageszeitung:

> **Modell verlangt!**
> Hübsche, nicht mehr ganz junge Frau, mit rundlichen Körperformen. Zu melden bei Kunstmaler X. Y.

Kaum war das Blatt erschienen, da setzte sich eine Völkerwanderung von Frauen jenseits der ersten, zweiten, dritten und vierten Jugendblüte in Bewegung nach dem Atelier des Malers, und aus dieser Versammlung hatte er seine häßliche, unförmige Hökerin schnell herausgefunden.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 | Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25


Was wird aus Rosmarie?
Ein Kind ist da – mit tausend neuen Pflichten,
Von denen stolze Väter stolz berichten.
Vor allem macht die Frage uns Beschwerden:
Was soll einmal aus dieser Tochter werden?
Sie brüllt melodisch schwungvoll vor sich hin.
Wer weiß – vielleicht wird sie einst Sängerin?
Sie wächst heran, und im Geburtstagslicht
Scheint mir, als dichte sie ein Lenzgedicht.
Doch Dichterinnen haben es nicht leicht,
Bevor des Ruhmes goldner Kranz erreicht.
Drum – zeigt im Wasser sie die junge Kraft,
Hoff' ich, der Sport wird ihre Leidenschaft!
Die Jahre gehn, und Rosmarie kann laufen
Und sich bereits mit Müllers Jochen raufen.
Am schönsten ist das Leben nun im Garten,
Wo alle Blumen auf mein Mädchen warten.
Bleibt sie dabei, wär mir der Plan schon recht:
Auch „Gärtnerin aus Liebe" ist nicht schlecht!
Doch wirft sie alle meine Träume um.
Wahrscheinlich bin ich ihr noch viel zu dumm.
Und jedesmal, wenn ich auf Urlaub bin,
Hat sie ein neues Ziel im krausen Sinn.
Damit beweist sie lachend haargenau:
Eins wird sie sicher – – eine echte Frau!